

I. MYTHOS UND GESCHICHTE

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Hagiographisches

Im Jahre 1912, zur Erinnerung an den 1600 Jahre zuvor nördlich von Rom errungenen Sieg Konstantins des Großen über seinen Rivalen Maxentius, ließ Papst Pius X. eine Gedenktafel an den Saxa Rubra anbringen, an den «roten Felsen», die einen der wichtigen militärischen Schauplätze der Schlacht(en) vor der Milvischen Brücke im Herbst 312 gebildet hatten. Auf dieser Tafel ist eine lateinische Inschrift zu lesen, in welcher der Feldherr Konstantin der Große gepriesen wird, der hier durch göttliche Fügung (*divinitus*) den Sieg über Maxentius gewonnen und die christliche Standarte nach Rom gebracht habe und somit dem Menschengeschlecht zum Urheber einer glücklicheren Zeit geworden sei.¹ Der 28. Oktober 312, der Tag, an dem bereits nach der Darstellung der christlichen Zeitgenossen Laktanz und Eusebius von Caesarea der Kaiser Konstantin im Namen und mit Hilfe des Christengottes über den heidnischen Gegner triumphiert hat, gilt folglich gemäß päpstlich sanktionierter Auffassung dem «orbis catholicus», der katholischen Weltgemeinde, als große Zäsur in der Geschichte der Christenheit, als welthistorische Epochen­grenze zwischen dem bis dato herrschenden Heidentum und dem fortan sich sukzessive durchsetzenden und seit dem späten 4. Jahrhundert als offizielle Staatsreligion dominierenden Christentum.

Diese als «Konstantinische Wende» in die Wissenschaftsge-

schichte eingegangenen Ereignisse im Herbst 312 haben sich – in ihrer christlichen Version – als derart geschichtsmächtig erwiesen, daß sie schon in der konstantinischen Zeit selbst und in den anschließenden Jahrhunderten weit über das Mittelalter hinaus alle Konstantinbilder entscheidend geprägt haben. Ob dies auch Konstantins ureigene Sicht der Dinge gewesen ist, wird bis in unsere Tage lebhaft unter den Gelehrten diskutiert, wobei immer wieder dieselben Selbstzeugnisse des Kaisers, dieselben offiziellen Verlautbarungen (Gesetze, Inschriften und Münzen) und dieselben anspielungsreichen Bauten und Denkmäler herangezogen werden. Immerhin beruft sich bereits Konstantins wirkungsmächtiger Biograph und Zeitgenosse, der Bischof Eusebius von Caesarea, in etlichen Abschnitten seiner «Lebensbeschreibung des Kaisers Konstantin» immer wieder auf vermeintlich authentische Berichte und Auskünfte seines Helden, der folglich bewußt und gezielt auf die Nachwirkung seines Handelns und seiner Haltung Einfluß genommen haben dürfte.

Mit seiner bald nach dem Tode Konstantins (337) entstandenen «Vita Constantini» hat Eusebius einen in der hellenistischen Tradition enkomiaistischer – dem Lobpreis dienender – Werke stehenden christlichen Fürstenspiegel komponiert, der als Prototyp seiner Gattung nahezu kanonische Bedeutung für die zahlreichen späteren Kirchengeschichten und Konstantinbiographien erlangt hat. Daher ließe sich unschwer eine Rezeptionsgeschichte des spätantiken Konstantinbildes schreiben, welches, von dem eusebianischen Urbild seinen Ausgang nehmend, über das Mittelalter und die frühe Neuzeit bis hin zum eingangs zitierten Diktum des Papstes Pius X. im frühen 20. Jahrhundert in seinen Grundzügen weitgehend konstant geblieben ist und durchgängig hagiographische Züge aufweist. Dies gilt insbesondere auch für die ersten Lebensjahrzehnte Konstantins, in denen er keine herausragende Rolle im politischen Leben des römischen Reiches spielte und die daher aus naheliegenden Gründen von den späteren Kirchenhistori-

kern und Biographen phantasievoll und anekdotenreich ausgestaltet werden mußten. Auf einer derartigen Basis kann selbstverständlich keine moderne wissenschaftliche Biographie entstehen, die ihren Namen wirklich verdienen und den ihrer Gattung eigenen Ansprüchen gerecht werden könnte. Demzufolge findet sich in dem vorliegenden Buch kein – für eine Lebensbeschreibung eigentlich unverzichtbares – Kapitel über «Kindheit und Jugend» Konstantins, denn für die Zeit vor dem Jahr 306, in welchem Konstantin zum römischen Kaiser avancierte, fehlen nahezu sämtliche notwendigen, verlässlichen, nicht christlich eingefärbten Informationen zum Leben Konstantins und zu seinem persönlichen Umfeld. Eine moderne Biographie Konstantins muß daher zu den Vorlagen der spätantiken und byzantinischen Biographien Konstantins kritische Distanz wahren. Doch läßt sich dann überhaupt eine – dem Wortsinne entsprechende – Biographie Konstantins schreiben?

Kann man das Leben Konstantins erzählen?

Im Vorfeld seines großen Projektes einer Caesar-Biographie hat Christian Meier seinerzeit höchst bedenkenswerte Überlegungen zu der «Schwierigkeit, ein Leben zu erzählen», angestellt.² Ausgehend von Caesars sehr persönlicher, auf seine individuelle «dignitas», seine ihm eigene Ehre und Würde abstellende Begründung für die Eröffnung des folgenreichen Bürgerkrieges im Jahre 49 vor Christus erörtert Meier das vielschichtige Problem der «Einordnung des großen Römers in seine Zeit und seine Gesellschaft» und akzeptiert die ihm als Biographen notwendigerweise gestellte «Frage nach der Größe Caesars und ihren Voraussetzungen».³

Analog zu diesen Prolegomena Meiers lassen sich Gedanken zu einer Konstantin-Biographie (vor-)formulieren. Auch im Leben Konstantins gibt es einen Rubicon, mit dessen Über-

schreitung Caesar einst bekanntlich den folgenreichen Bürgerkrieg eröffnete. In diesem Fall ist es die Ausrufung Konstantins zum Kaiser im Juli 306 im heutigen englischen York, mit welcher der staatsrechtlich im Rahmen der neuen tetrarchischen Ordnung nicht legitimierte Kaisersohn zum Usurpator wurde und alles auf eine Karte setzte. Der 28./29. Oktober 312, der Sieg über Maxentius vor der Milvischen Brücke, die anschließenden Ereignisse in Rom und der Durchbruch zu einem christlichen Kaisertum markieren zwar ebenfalls hochbedeutungsvolle Wendepunkte im Leben Konstantins, sind aber doch Folgerscheinungen des entscheidenden Schrittes vom Sommer des Jahres 306. Auch im Falle Konstantins liegen, nicht anders als bei Caesar, ausführliche Selbstäußerungen des Protagonisten vor, die als Ausgangspunkte moderner interpretatorischer Bemühungen dienen können. Und schließlich stellen sich dann, ebenfalls nicht anders als im Falle Caesars, auch für Konstantin die Fragen nach der soziopolitischen Kontextualisierung seiner Person und nach seiner (schon durch den bereits in spätantiker und byzantinischer Zeit mit seiner Person verbundenen Beinamen «der Große» präjudizierten) «Größe». Damit wäre man dann an einem Punkt angelangt, den auch Meier mit Blick auf seine Vorläufer, also die zahlreichen modernen Caesar-Biographen, herausstellt: Stets habe man sich, so Meier, bemüht, «Caesars Handeln oder Nicht-Handeln innerhalb des im ganzen stillschweigend vorgegebenen Rahmens der damaligen Welt (respektive dessen, was in der Althistorie dafür gilt) zu begreifen». ⁴ Es sei folglich stets um «Caesar und seine Zeit» gegangen, und dabei werden «einschlägige Fakten, Eigenarten und Grundzüge der gesellschaftlichen Zustände gleichsam als Hintergrundinformation kommentierend in den narrativen Zusammenhang eingebettet. Die Frage ist, wie weit das ausreicht». ⁵

Ähnliches gilt auch für die meisten älteren und neueren Werke zu dem ersten christlichen Kaiser, die in der Regel «Konstantin der Große und seine Zeit» tituliert werden. ⁶ Für

Meier (und seinen «Caesar») reicht ein solches Konzept nicht aus – man käme bei einem derartigen Verfahren unweigerlich vom Hundertsten ins Tausendste und kaschierte oder überbrückte Informationslücken im Individuell-Persönlichen, d. h. im eigentlich Biographischen, durch notorische Ausflüge ins Allgemeine. Meier schließt aus dieser Aporie auf einen akuten Theoriebedarf des modernen Biographen: Erst ein komplexer, idealiter allumfassender Deutungsansatz ermögliche eine kontinuierliche, kausale Wechselbeziehung zwischen dem Erzählen des individuellen Lebens und seiner Verankerung im großen Ganzen: Im Fall Caesars und Christian Meiers ist dies bekanntlich die von Meier entwickelte Theorie der «Krise ohne Alternative». Caesar wird nach diesem Konzept zum Exponenten einer zeitbedingten Gesamtkonstellation in Staat und Gesellschaft, insofern wäre er gerade nicht seiner Zeit weit voraus gewesen, wie es gemeinhin den großen Männern attestiert wird.⁷

Ob Christian Meier der «Schwierigkeiten, ein Leben zu erzählen», mit diesem Konzept insgesamt Herr geworden ist, mag hier unerörtert bleiben und ist auch, wie kaum anders zu erwarten, höchst kontrovers beurteilt worden – ein großer gedanklicher Entwurf ist sein «Caesar» allemal, und vor allem ein reflektiertes und selbstkritisches Dokument der Grenzen und Möglichkeiten biographischen Erzählens, denn auch für den dezidiert theorieorientierten Biographen Meier «muß das (biographische) Unternehmen freilich im ganzen narrativ sein».⁸ Das biographische Erzählen bedarf, soweit wird man Meier gewiß folgen dürfen, eines theoretischen Rahmens und aussagefähiger Quellen, und beides ist auch im Falle Konstantins zu klären, bevor der Versuch, wenigstens einen Teil des Leben Konstantins zu erzählen, sinnvollerweise unternommen werden kann.

Dabei mag auf den ersten Blick zunächst der Eindruck vorherrschen, daß der Theoriebedarf im Falle Konstantins vielleicht geringer ist als (möglicherweise) im Falle Caesars. Denn

trotz der krisenhaften Entwicklungen in der Zeit der sogenannten «Soldatenkaiser» im 3. Jahrhundert befand sich das römische Reich zur Zeit Konstantins keinesfalls in einer Art politischer und gesellschaftlicher Aporie, aus der es keinen systemimmanenten Ausweg mehr gegeben hätte. Vielmehr war bereits durch die Reformen und militärischen Erfolge Diokletians und seiner Mitkaiser (284–305) die historische Gesamtsituation zu Beginn des 4. nachchristlichen Jahrhunderts nachhaltig konsolidiert worden und ist nicht mit der krisenhaften Zuspitzung am Ende der Geschichte der römischen Republik zu vergleichen. Auch lassen sich zwischen dem «großen» Caesar und dem «großen» Konstantin kaum erkennbare Verbindungslinien ziehen. Während Caesar nämlich «in der ungeheuren Bindungslosigkeit, in die er geriet, alle seine Gaben voll entfalten konnte»,⁹ vollzieht sich die politische Sozialisation Konstantins in für die spätantike Kaiserzeit eher konventionellen Bahnen, und letztlich steht auch die «konstantinische Wende», d. h. die explizite Hinwendung Konstantins zum Christentum, noch in einem auf der Basis der Quellen beschreibbaren religionspolitischen Kontext, der, wie wir sehen werden, keinesfalls nur einen Bruch mit dem Vorherigen darstellt. Anders bei Caesar: «Seine Größe und sein Scheitern bildeten zwei Seiten einer Medaille, der ungeheuren Bindungslosigkeit, für die die Krise ohne Alternative die Bedingung der Möglichkeit schuf.»¹⁰ Nach Christian Meier gilt das Gebot für den modernen Biographen, daß «man «Staatsmänner» nicht ohne ihre Bedingungen denken sollte»,¹¹ und für den Konstantinbiographen ergibt sich daraus vor allem die Einsicht, daß zu den Bedingungen, die erst den Kaiser und Christen Konstantin möglich machten, neben den neuen Modalitäten tetrarchischer Kaiserherrschaft vor allem die überragende Bedeutung des Religiösen gehörte.

Insofern besteht auch im Falle Konstantins tatsächlich die Notwendigkeit einer theoretischen Grundlegung, und die kann nur auf dem Felde der Religion gelingen, genauer gesagt:

Es ist die Omnipräsenz des Religiösen, die das Leben und Wirken Konstantins erst recht verstehbar werden läßt. Das heißt freilich nicht, die Politik gegenüber der Religion in ihrer Bedeutung zu schmälern. Vielmehr waren beide Bereiche im späteren 3. und frühen 4. Jahrhundert in ungleich stärkerer und zugleich andersartiger Weise miteinander verbunden, als dies beispielsweise noch zu Zeiten Caesars der Fall gewesen war. Konstantin – das sei bereits an dieser Stelle vorausgeschickt – hat es als erster römischer Kaiser verstanden, das seinem Anspruch nach das Leben und Denken allumfassende, keine anderen Kulte und Gottheiten neben sich duldende Christentum anzuerkennen und anzunehmen, ohne dabei seine politischen Handlungsspielräume aufzugeben oder auch nur entscheidend einzugrenzen. Der rational agierende Kaiser Konstantin behielt auch als Christ die Souveränität, eine zumindest teilweise tolerante Heidenpolitik zu praktizieren, im Dienste einer auf das Gemeinwohl, aber selbstverständlich auch auf den eigenen Machterhalt ausgerichteten Politik.

[...]